

# Mitteilungsblatt

## der evangelisch-lutherischen Kirche Mecklenburgs

Jahrgang 3

Schwerin, den 27. September 1938

Nummer 4

### Der bewiesene Gott.

Materialien zu einer alten Frage der Dogmatik.

(Schluß)

#### 3. Der Inhalt der neuen Gottgläubigkeit.

Die neue Gottgläubigkeit muß als Ausdruck für die vitale Reaktion auf den bürgerlichen und proletarischen Skeptizismus und Atheismus der Jahre bis 1933 verstanden werden. Im radikalen Nein zum republikanischen Zeitgeist war das Ja zur neuen Gottgläubigkeit mit gegeben. Offenbarung, Dogma, System haben hier keinen Platz. Die Kirche, die viel langsamer vorwärts geht als der Zeitgeist, die ihre Geschichte weder verleugnen wollte noch konnte, also nach wie vor von der Offenbarung Gottes in Christus redete, von den frommen Vätern ererbte Grundlehren vertrat und von jeher der sprudelnden, unsystematischen, subjektiven Glaubensaussage voll Mißtrauen gegenüberstand, wurde als Feindin der neuen Gottgläubigkeit erkannt und als dogmatistisch, buchstabengläubig und reaktionär abgetan. In Umkehrung des Satzes Cyprians heißt es jetzt: Innerhalb der Kirche gibt es kein Heil.

Kennzeichen der neuen Gottgläubigkeit ist, daß sie sowohl die Kirche (evangelische und katholische) wie Christus, auf den die Kirche hinweist und aus dem sie trotz allem lebt, als heilschädlich kennzeichnet und bekämpft. Dabei kommt sie weder von der Kirche noch von Christus frei; ihre Polemik ist breit . . . von der Kirche und von Christus angefüllt. Diese Negation gilt der neuen Gottgläubigkeit schon als Position. Hier allein liegt die innere Geschlossenheit und Übereinstimmung mit sich selbst, hier klingt der Chor der Stimmen harmonisch. Was absterben muß, was ausgerottet werden soll, wessen letzte Stunde gekommen ist, was der Nation von jeher Schaden tut, darüber herrscht Einmütigkeit unter den neuen Gottgläubigen.

Kalophonisch aber wird der Chor, wenn er das Lied vom eigenen Glauben anstimmen soll. Heinrich Heine, Ludwig Feuerbach, August Bebel, Ernst Haackel, Friedrich Nietzsche haben an der Partitur nicht minder gearbeitet wie Johann Gottlieb Fichte, Paul de Lagarde und last not least Mathilde Ludendorff. Die deutschen Mystiker stehen auch noch am Rande. Gleichfalls will der Bund für deutsche Leibesucht, der die nackten Lichtfreunde für die Sonne und gegen Christus organisiert, gehört sein.

Sehen wir nun die Zeitschriften, Broschüren und Bücher, in denen sich die neue Deutschgläubigkeit über sich selbst ausdrückt, durch, so kommen

wir aus der Verwunderung darüber nicht hinaus, wie schwer verständlich und volksfern alles ist, was den Inhalt der neuen Gottgläubigkeit ausmacht. „Dem Suchenden“, so heißt es in einer jüngst erschienenen Arbeit, die der Durchbruch-Verlag Friedrich Böhler in Stuttgart herausgebracht hat, „scheinen sich mancherlei annehmbare Wege neuen Glaubens zu öffnen. Aber welchen Weg soll er gehen? Es macht Mühe, sich sachlich zu entscheiden, es bedarf dazu philosophischer Überlegung.“ Zwar meint der Verleger in einer großen Anzeige des Börsenblattes für den Deutschen Buchhandel vom 19. Mai 1938, der deutsche Buchhandel würde durch „dieses klar, knapp und lebensgerecht geschriebene Werk breiteste Schichten des Volkes erfassen und damit seinen Beitrag zur positiven Entspannung und Befriedung der religiösen Frage leisten können“. Aber wir sind nicht sicher, ob breite Schichten des Volkes die Mühe daran wenden werden, philosophische Überlegungen anzustellen oder sie nachzudenken, um sich sachlich für den richtigen Weg neuen Glaubens zu entscheiden.

Ob nun Professor Mandel Gott „die gegenwärtige, alldurchdringende Seinsmacht“ nennt, „ohne die nichts ist, die ohne die Welt so wenig ist wie die Welt ohne sie“ oder zum deutschen Idealismus „als zu einer neuen kosmischen Gottschau und gottesfüllten Welt- und Lebensdeutung nordisch-arischer Art“ aufsieht, zu „einer organischen Weltanschauung, für die Gott der lebendige Einheitsgrund der Welt, die Welt ein von Gott als leitender Einheit und Ganzheit durchdrungener Organismus ist“, schließlich sogar „unser Bekenntnis, nicht zwar als statisches Dogma, wohl aber als dynamischen Lebensausdruck“ in Hinsicht auf den Glauben so formuliert: „Ich glaube an einen verborgenen Grund alles Seins, der alles sein macht, was ist, und es so sein macht, wie es ist, der die unendliche Fülle der Welt in seiner unergründlichen Einheit umfaßt. Ich glaube an den Menschen als die höchste Offenbarung des ewigen Grundes und an seine Bestimmung zu bewußter Rückgründung in den Gottesgrund der Welt“ oder ob Professor Bergmann bündig sagt: „Ich glaube an den Gott der Deutschreligion, der in der Natur, im hohen Menschengestalt und in der Kraft seines Volkes wirkt. Und an den Nothelfer Krist, der um die Edelheit der Menschen-

seele kämpft. Und an Deutschland, das Bildungsland der neuen Menschheit: — daß damit auch nur ein Lot gewonnen wäre, dem Volk, der arbeitenden, sich plagenden Menge in den Fabriken, den Kontoren, auf den großen Gütern, dieser großen fleißigen und opferbereiten Nation zu einem vertieften Daseinsverständnis, zum inneren Frieden, von anderem zu schweigen, zu verhelfen, das leugnen wir.

Freilich, nicht nur Professoren geben sich Mühe, ihre neue Gottgläubigkeit zu beschreiben. Sie haben ihre echten, treuen oder ihre illegitimen und untreu gewordenen Schüler. Aber immer sind es Professorschüler. Die sprechen dann etwa folgendermaßen: „Der deutsche Mensch glaubt an das deutsche Volk und dessen ihm eingeborene gottheitliche Bestimmung, durch seine arteigene Emporentwicklung, Verbollkommnung und Vollendung zum Führer der Menschheit zu werden, wie es einst seine nordischen Ahnen waren.“ Oder auch: „Ich glaube an das eine göttliche Leben als Quelle aller Werte und Kräfte. Ich glaube an die schöpferische Freiheit des Lebens in Natur und Menschheit. Ich glaube an den ewigen Grund des Lebens in allen vergänglichen Formen und an den ewigen Sieg der aufbauenden Kräfte über die zerstörenden. Eine doppelte Dreieheit: Gottheit, Menschheit, Natur; Einheit, Freiheit, Ewigkeit.“ Dann wieder: „Unsere Gottheit ist die in jedem von uns erwachende allverbindende Vernunft und Liebe, das eine allverbindende Urwesen in allen und über allen, welches seine himmlische Herrlichkeit selbst im Versunkensten zu erwecken sucht und niemanden richtet und alles zu seinem Lichte emporzieht und der gute Hirte ist in Ewigkeit.“ Schließlich: „Ich glaube an die deutsche Mutter, die mich geboren hat. Ich glaube an den deutschen Bauern, der die Scholle bricht für sein Volk. Ich glaube an den deutschen Arbeiter, der das Werk schafft für sein Volk. Ich glaube an die Toten, die ihr Leben gaben für ihr Volk. Denn mein Gott ist mein Volk! Ich glaube an Deutschland!“

Mehr wüßten wir aus den Selbstbezeugungen der neuen Gottgläubigkeit über den von ihr selbst angegebenen Inhalt nicht anzuführen. Endlose Wiederholungen wären möglich, ohne daß sich neue Durchblicke oder Tiefenblicke ergäben. Die Ausdrucksweise wird variiert. Die Sache ist zwar nicht einfach, aber sie hat ihre Grenzen. Wir zeigen sie nunmehr auf:

Die neue Gottgläubigkeit ist spekulative Glaubenskonstruktion. Die Gläubigkeit steht nicht am Beginn, sie soll am Ende herauspringen. Der moderne Mensch, der alles kann, was er will, braucht einen neuen Glauben. Also konstruiert er einen Glauben, der ohne Rest aufgeht und den er „seinen“ Glauben nennen kann, weil er ihn sich gemacht hat, nicht weil er zu ihm geführt worden ist. Als Hilfsmittel für die Konstruktion wird der eine oder andere Terminus aus den Schriften deutscher Mystiker verwendet, der sich aber, wie er hier aufgemacht ist, kaum von dem Ergebnis der Meditationen der arabischen und jüdischen Mystik unterscheidet. Jede Beziehung zum Christentum fehlt. Man will das Christen-

tum überbieten, oder besser: man hat das Christentum überboten. Nur in der Antithese wird darauf Bezug genommen.

„Gott“ ist ein sprachliches Schmuckmotto. Immanente Gegebenheiten werden heilig gesprochen, als sollten dem Heiligenkalender der römischen Kirche ein Katalog der dinglichen oder begrifflichen Heiltümer des Deutschglaubens gegenübergestellt werden. Ist aber erst ein neues Heilium ausgerufen, so macht sich der des Sakrilegs schuldig, der auch nur den Heils- oder Heiligtumscharakter nachzuprüfen unternimmt. Der bedingungslose Glaube wird gefordert.

„Glaube“ wird nicht im lutherischen Sinne als Fiduzial-Glaube verstanden, sondern entweder als Abereinstimmung mit einer harten Doktrin oder als verflatternde, unverbindliche „Gläubigkeit“. Im ersten Falle wird rücksichtslos „Glaube“ gefordert; im zweiten Falle kommt es zu dichterischen Bekenntnissen mit durchweg pantheistischer Note.

„Offenbarung“ ist hier intuitive Erkenntnis vom Menschen her, nicht Selbstdarstellung Gottes. „Erlösung“ tut nicht not, da der Mensch nicht „Sünder“ ist, sondern gut. Der Erlöser fällt ebenso dahin wie der Mittler (man vergleiche hierzu, wie ferne der Deutschgläubige etwa einem Manne wie Houston Stewart Chamberlain heute schon steht), man nennt sich „gottunmittelbar“. Die Sakramente Taufe und Abendmahl sind eitel Priesterzauber:

So kann es nicht wunder nehmen, wenn der Deutschgläubige auch mit dem „Schicksal“ auf eine im Ergebnis überaus angenehme Weise fertig wird. „Wir wollen“, so führte aus Anlaß der Zweihundert-Jahr-Feier der Georg-August-Universität zu Göttingen im Jahre 1937 einer der offiziellen Festredner aus, „wir wollen von jetzt aber unser Schicksal nicht mehr passiv als das Ergebnis der verschiedenartigsten miteinander streitenden Kräfte hinnehmen, sondern wollen, gerüstet mit den Erfahrungen der Vergangenheit und erfüllt von einem unerschütterlichen Glauben an die Stärke unserer vollköhigen Blutsgemeinschaft, den künftigen geschichtlichen Zustand bewußt schaffen und so das Schicksal in eine von uns gewünschte Richtung lenken.“ Damit hat der Festredner seine Zuhörerschaft aufgefordert, Gott als den Herrn der Geschichte in den Ruhestand zu versetzen. Man wird es künftig besser machen als Gott.

#### 4. Die Ergebnisse.

Um den Leser an den Ausgangspunkt unserer Untersuchung zu erinnern: Wir hatten eingangs („Mitteilungsblatt“ Nr. 2, Seite 13) gefragt, ob heute das Gottesbewußtsein allenthalben so kräftig geworden sei, daß es verträgt, sich Ahnungen und Gefühle zu einem Beweise verdichten zu lassen, dem es sich nachträglich beugen muß? Oder ob die neue Gottgläubigkeit nur als Ergebnis einer veränderten Art und Weise, zu formulieren, also

als eine Abwandlung der populären Weltanschauungsterminologie zu begreifen sei?

Wir können nun folgendermaßen antworten. Der kritische Gottesbeweis hat mit den klassischen Gottesbeweisen gemein, daß er rational in den Bereich des Irrationalen vorstößt, und zwar nachdem er sich vorher dessen gewiß geworden ist, daß er im Bereich des Irrationalen Gott antrifft. Gottesbeweise werden nicht von Atheisten unternommen. Wer das Dasein Gottes zu beweisen sich anschickt, ist des Dasein Gottes vorher gewiß. Jeder Gottesbeweis ist also der Versuch, rational gewiß zu machen, was irrational ohnehin gewiß ist. Man kann auch sagen: im Gottesbeweis versucht der Mensch sich vor dem „gesunden Menschenverstand“ dadurch zu rechtfertigen, daß er Gott aus dem Bereich des Irrationalen in den des Rationalen hinüberführt. Gott wird im Gottesbeweis nicht „entdeckt“, wie man einen unbekanntes Erdteil entdeckt. Er steckt von Anfang an im Beweis und wird nur herausentwickelt. Ist mir das Dasein Gottes aber ohnehin gewiß, wie ja aus der Tatsache deutlich wird, daß ich dieses Dasein zu beweisen mir vornehme, so ist es nicht überraschend, wenn ich am Ende des Beweises Gottes Dasein eingefangen habe. Infolgedessen ist es unmöglich, einen Atheisten mit Hilfe eines Gottesbeweises zum Theisten zu machen. Und, wenn dem Berichtstatter hier ein persönliches Wort gestattet sein soll, so muß er gestehen, daß, wäre Gott ihm nicht durch die Offenbarung in Jesus Christus gewiß geworden, ihm weder die Anschauung von Natur und Geschichte noch die Beschäftigung mit den Beweisen für das Dasein Gottes auch nur im geringsten Gottes gewiß gemacht hätte. Alle Gottesbeweise entbehren des letzten Ernstes. Sie sind, vulgär gesprochen, Denksportaufgaben der Scholastiker.

Pfennigsdorf meint, dem Reichmüllerschen Nachweis käme für das geistige und religiöse Leben unseres Volkes eine beachtliche Bedeutung zu. „Die negative anthropologische Religionskritik eines Feuerbach, Nietzsche und ähnlicher Geister“, so schreibt er, „hat bei vielen ein solches Gefühl der Unsicherheit verbreitet, daß sie, wenn auch mit schmerzlichem Entfassen, auf jede persönliche religiöse Erfahrung glauben verzichten zu müssen. Für solche Menschen kann es eine Befreiung sein, wenn ihnen einmal mit nüchternen, schlußkräftigen Gedanken das Dasein Gottes „bewiesen“, d. h. vor der Vernunft als unabweis-

bare Realität erhärtet wird“ (a. a. O. S. 8). Hier urteilt Pfennigsdorf falsch. Der bewiesene Gott ist der Gott in der Retorte oder auch der in den rationalen Zauberkreis zitierte und gehorsam erscheinende Gott. Er ist eben der Gott, von dem wir uns nach Feuerbach und Nietzsche glaubten gelöst zu haben, der anthropomorphe Gott, der Mensch als Gott, die deifizierte Ratio.

Das moderne Gottesbewußtsein, das uns in der Deutschgläubigkeit entgegentritt, setzt an die Stelle des bewiesenen Gottes den behaupteten. Nicht die Ratio, sondern der Wille schafft Gott. Da hier die Auffassung vertreten wird, daß der Mensch alles kann, was er will, kann er auch Gott schaffen. Er schafft ihn als Bedarfs- und Gebrauchsgott, anders gesagt: als artgemäßen Gott. Aber das ist nur eine terminologische, romantisch-idealistische Verhüllung für den Satz, daß der Mensch selbst Gott ist. „Wir wollen ...“, so sagte der Göttinger Festredner aus dem Jahre 1937, „den künftigen geschichtlichen Zustand bewußt schaffen und so das Schicksal in eine von uns gewünschte Richtung lenken.“ Diese Aussage liegt auf einer Linie mit der Antwort, die Finnboggi dem König erteilte (Die Saga von Finnboggi, Sammlung Thule, Bd. 10, 158). „Du bist ein vornehmer Mann nach deinem Aussehen und wirst in deiner Heimat eine große Stellung haben. An wen glaubst du?“ sagte der König zu Finnboggi. Der antwortete: „Ich glaube an mich selbst.“ Dabei muß zum näheren Verständnis angemerkt werden, daß dieser Dialog religionsgeschichtlich als Ausdruck des Verfalls der germanischen Religion angesprochen wird.

Für die Aufgabe der Kirche gilt nach alledem, daß sie weder den bewiesenen Gott noch den behaupteten Gott zu verkündigen hat, sondern Gott, wie Jesus Christus ihn offenbart hat, den Schöpfer und Herrn, den gnädigen Vater, der in Christus die Versöhnung wirkt und als Geist Gemeinde und Kirche schafft. Es ist die alte Aufgabe, die die Kirche von jeher hatte; darum könnte sie leicht scheitern. Aber sie soll in der Gegenwart gelöst werden, soll für die Menschen unseres Volkes gelöst werden. Darum ist es eine schwere Aufgabe, so schwer, daß nur der sie ungebrochenen Mutes zu lösen auf sich nehmen kann, der sie nicht als Forderung der Vernunft, nicht als Gebot des eigenen Willens und Beliebens, sondern als auf Geheiß Gottes, der sich in Christus offenbart hat, glaubt und danach tut.

## Das Buch vom linden Tod.

Dem Geistlichen steht es wohl an, daß er schon in jungen Jahren zu dem Tode ein wohlgegründetes Verhältnis zu gewinnen. Wer sich daran erinnern lassen mag, wie es ihm zu Mute war, als er das erste Mal einen Sterbenden zu besuchen ging, der wird sich nicht weigern, zuzustimmen, daß der Umgang mit dem Tode gelernt sein will und nicht leicht zu erlernen ist. Die Schwierigkeiten liegen mit darin, daß der Tod es von jeher genau genommen hat und gründlich war, wir jedoch von Geschlecht zu Geschlecht mehr

Fleiß darauf verwandten, angenehm leben als friedevoll sterben zu lernen. Das möge am Beispiel gezeigt sein:

Im Jahre 1775 ließ Matthias Claudius den ersten und zweiten Teil der sämtlichen Werke des Wandabeker Boten in Subskription erscheinen, schickte dem Bande als Titellupfer das Porträt des Todes, den Knochenmann mit der Sense, voraus und erklärte dazu: „Das erste Kupfer ist Freund Hain. Ihm dediciere ich mein Buch, und Er soll als Schutzheiliger und Hausgott vorn an

der Haustüre des Buches stehen.“ Und nach einigen weiteren Erklärungen sagt der Autor zum Tode: „Die Hand, lieber Hainl und wenn Ihr 'nmahl kommt, fällt mir und meinen Freunden nicht hart.“

Vier Jahre vor dem Beginn des Weltkrieges erschienen Rilkes Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Da heißt es über das Hotel Dieu zu Paris, das Hauptkrankenhaus, folgendermaßen:

„Dieses ausgezeichnete Hotel ist sehr alt, schon zu König Chlodwigs Zeiten starb man darin in einigen Betten. Jetzt wird in 599 Betten gestorben. Natürlich fabrikmäßig. Bei so enormer Produktion ist der einzelne Tod nicht so gut ausgeführt, aber darauf kommt es auch nicht an. Die Masse macht es. Wer gibt heute noch etwas für einen gut ausgearbeiteten Tod? Niemand. Sogar die Reichen, die es sich doch leisten könnten, ausführlich zu sterben, fangen an, nachlässig und gleichgültig zu werden; der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eigenes Leben. Gott, das ist alles da. Man kommt, man findet ein Leben, fertig, man hat es nur anzuziehen. Man will gehen oder man ist dazu gezwungen: nun, keine Anstrengung: Voilà votre mort, monsieur. Man stirbt, wie es gerade kommt; man stirbt den Tod, der zu der Krankheit gehört, die man hat (denn seit man alle Krankheiten kennt, weiß man auch, daß die verschiedenen letalen Abschlüsse zu den Krankheiten gehören und nicht zu den Menschen; und der Kranke hat sozusagen nichts zu tun).

In den Sanatorien, wo ja so gern und mit so viel Dankbarkeit gegen Ärzte und Schwestern gestorben wird, stirbt man einen von den an der Anstalt angestellten Toden: das wird gerne gesehen. Wenn man aber zu Hause stirbt, ist es natürlich, jenen höflichen Tod der guten Kreise zu wählen, mit dem gleichsam das Begräbnis erster Klasse schon anfängt und die ganze Folge seiner wunderschönen Gebräuche. Da stehen dann die Armen vor so einem Haus und sehen sich satt. Ihr Tod ist natürlich banal, ohne alle Umstände. Sie sind froh, wenn sie einen finden, der ungefähr paßt. Zu weit darf er sein: man wächst immer noch ein bißchen. Nur wenn er nicht zugeht über der Brust oder würgt, dann hat es seine Not.“

Von Claudius zu Rilke zählen wir knapp anderthalb Jahrhundert. Während dieser Zeit ist der Mensch, so deucht uns, ärmer geworden.

Jetzt aber kommt lebensvoll, wie ein Mann in den besten Jahren, sachlich, gut orientiert, dazu mit dem vertrauenerweckenden weißen Mantel des Arztes angetan, der Doktor Georges Barbarin aus Frankreich auf uns zu und legt uns, die wir den Tod ernst zu nehmen uns Mühe geben, sein flott geschriebenes Buch auf den Tisch, das den Titel trägt: Le livre de la mort douce, deutsche Ausgabe von Runo Renatus bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart und Berlin besorgt: Der Tod als Freund. Es könnte scheinen, als wären wir auf einem weiten Umwege wieder zu dem Wandsbeker Boten und dessen Freund Hainl zurückgekommen. Aber dem ist nicht so.

Barbarin hat, wie sein Übersetzer mitteilt, sich für die Herstellung seines Buches der einzigen Methode bedient, „welche auf der Grundlage der empirischen Sachwissenschaft überhaupt möglich ist. Er sammelt Eigenberichte jener, die schon beinahe ‚drüben‘ waren: die beinahe Opfer eines schweren Unfalls geworden wären und erst im letzten Augenblick gerettet werden konnten, oder

die, mit einer schweren chronischen Krankheit behaftet, bereits eine erste Krise zu überstehen hatten und schon einen Vorgeschmack der Todesnähe bekommen haben. Dazu untersucht er, wie die letzten Augenblicke Sterbender, genau betrachtet, wirklich verlaufen“. Dieses Material ist so erfreulich, daß Doktor Barbarin sagen kann: „Wir möchten die Behauptung aufstellen, daß der Tod immer einfach und leicht ist, ja, daß in manchen Fällen im Vorgang des Sterbens sogar ein gewisses Wohlgefühl empfunden wird.“

Damit behauptet der gute Doktor aber doch mehr, als die Sammlung seiner Eigenberichte und genauen Beobachtungen der letzten Augenblicke ergeben kann. Jene nämlich, von denen es scherzhaft-betulich heißt, sie seien schon beinahe ‚drüben‘ gewesen, waren eben nicht ‚drüben‘. Sie wissen nichts vom Tode, sie kennen den Vorgang des Sterbens, aber doch nicht dessen Ende. Und die Methode, eine genaue Untersuchung darüber, wie die letzten Augenblicke Sterbender wirklich verlaufen, mit dem Tode in eins zu setzen, das kommt dem Berichtersteller so vor, als wäre der Besuch eines Kriegsfilms, der ja zeigt, wie es ‚wirklich‘ ist, dem soldatischen Dienst im Schützengraben gleichzustellen. Barbarin sieht zu, wie ein Patient stirbt. Jetzt weiß er, wie der Tod ist. Er ist immer einfach und leicht.

Damit der Leser seinen Freund, den Tod, in möglichst vielen Masken kennenlernen und ihn lieb gewinnen kann, werden mancherlei Todesarten beschrieben. Zum Beispiel: Der Tod durch Krankheit, der Alterstod, der Tod durch Ertrinken, wovon es zwei Erscheinungsformen gibt, der Tod durch elektrische Entladung, durch Leuchtgas, durch Verschüttung, durch Automobilunfall, aus Unlaß einer Eisenbahnkatastrophe, durch Feuerwaffen, Sturz aus dem Flugzeug, Absturz im Gebirge, durch wilde Tiere, infolge einer Hinrichtung und weiteres mehr. Die Beschreibungen selbst stehen in auffallendem Gegensatz zur Lehre vom linden Tod. Da wird „an den berühmten Brand der Römischen Oper in Paris erinnert“, „bei dem man im Erfrischungsraum 27 Leichen fand, die absolut unversehrt waren und sich noch in der Stellung befanden, in der der Tod sie überrascht hatte. Weber ihre Haut noch ihre Kleider zeigten die geringsten Brandspuren, auch die leichteste Kleidung nicht. Keiner dieser Toten hatte offenbar daran gedacht, zu fliehen. Die Bewegungsunfähigkeit oder das Kohlenoxydgas, wahrscheinlich beides, hatten sie auf ihre Plätze festgenagelt.“ Sind diese Theaterbesucher nun eines einfachen und leichten Todes gestorben, weil ihre Leichen absolut unversehrt waren und sie durch Bewegungsunfähigkeit und Kohlenoxydgas auf ihre Plätze im Erfrischungsraum festgenagelt waren?

Offensichtlich hat die empirische Sachwissenschaft des Doktors Barbarin eine Aufgabe übernommen, die zur Zeit des Wandsbeker Boten dem Christenglauben zugehörte. Damals führte Christus den armen Menschen an seiner Hand aus dieser Welt vor Gottes Thron. Fürchte dich nicht, so sagte der Herr. Heute sagt Doktor Bar-

barin, er habe das so peinliche Phänomen gründlich untersucht; so schlimm sei die Sache nicht. Er bietet Zeugen für die These auf: Sterben — leicht gemacht. Um dieses nachdenkliche Kapitel zu beschließen, sei das Heute und das Damals an zwei Zitaten, die sich beide in diesem trostlosen Buche finden, vorgestellt. (Zur Ehre des Übersetzers ist zu bemerken, daß er das zweite Zitat aus eigenem hinzugetan hat. Es findet sich in der französischen Ausgabe nicht.)

Zitat eins: „Quäle dich nicht so sehr mit diesen Dingen; du wirst sehen, wenn der Augenblick gekommen ist, wirst du viel besser in Form sein, als du glaubst!“

Zitat zwei: Friedrich Wilhelm, König von Preußen . . . starb eines sehr mühelosen Todes . . . Ob und zu hörte man ihn beten und sagen: ‚Betet! Betet!‘ Als ein Psalm, den er sehr liebte, gesungen wurde, in dem es heißt: ‚Nacht kam ich auf

die Welt, nacht geh ich wieder fort‘, rief er lebhaft: ‚Nein, nicht ganz nacht, ich werde meine Uniform anhaben.‘<sup>1)</sup> . . . Um die Mittagszeit sagte er zu Pittsch (dem Arzt seiner Grenadiere): ‚Fühl Er meinen Puls und sag Er mir, wie lange es noch dauern wird!‘ — ‚Ach, nicht lange!‘ — ‚Sag Er nicht: ach! Doch woher weiß Er das?‘ — ‚Der Puls ist weg!‘ — ‚Unmöglich, antwortete der König, indem er seinen Arm hochhob, wie könnte ich meine Finger so bewegen, wenn der Puls fort wäre?‘

Pittsch sah ihn still und traurig an.

‚Herr Jesus, in Dir lebe ich, Herr Jesus, in Dir sterbe ich, im Leben und Tod bist Du mein Gewinn.‘ Dies waren die letzten Worte, die Friedrich Wilhelm auf dieser Welt sprach. Dann fiel er in Ohnmacht. Sie ging sehr bald in den Tod über. (Nach Carlyle.)“

<sup>1)</sup> Anmerkung des Berichterstatters: Die Calwer Bibelkonfobanz kennt das angebliche „Psalmwort“ nicht.

## Irrlehre?

Leser, die sich nach Abschluß dieses Aufsatzes zum Thema zu äußern wünschen, sind gebeten, sich an die Nachrichtenstelle beim Oberkirchenrat zu wenden.

Im „Mitteilungsblatt“ 1938/3 wurde auf Seite 17 ff. die Rede, die der Landesbischof am 28. Mai 1938 im Sportpalast zu Berlin gehalten hat, nach der Wochenzeitung „Deutsches Christentum“, Ausgabe vom 5. Juni 1938, gebracht. Es sind Zweifel laut geworden, ob die Rede wörtlich so gehalten worden sei, wie sie im „Deutschen Christentum“ und danach im „Mitteilungsblatt“ zu lesen stand oder ob die Rede nachträglich durch Streichungen, Zusätze und Abänderungen einzelner Formulierungen für die Druckveröffentlichung zurecht gemacht worden sei. Diese Zweifel lassen sich leicht beheben. Der Landesbischof hat die Rede im Sportpalast verlesen; er hat sich dabei Wort für Wort an sein Manuskript gehalten, nicht mehr und nicht weniger und nichts anderes gesagt, als es in seinem Manuskript stand. Und nicht mehr, nicht weniger und nichts anderes hat das „Deutsche Christentum“ und nach dem „Deutschen Christentum“ das „Mitteilungsblatt“ veröffentlicht.

Weiter ist bezweifelt worden, ob Professor D. Hirsch, der über die genannte Rede ein in der gleichen Nummer des „Mitteilungsblattes“ erschienenen theologisches Gutachten angefertigt hat, den Landesbischof richtig verstanden habe oder ob Professor Hirsch nicht statt dessen seine eigenen theologischen Auffassungen in die Rede des Landesbischofs hineingelegt und dann natürlicherweise darin wiedergefunden habe. Auch dieser Zweifel läßt sich ohne Mühe austräumen. Das Gutachten wäre im „Mitteilungsblatt“ nicht veröffentlicht worden, wenn es der Rede einen Sinn unterlegt hätte, den der Landesbischof seinen Berliner Ausführungen nicht hätte geben wollen; es ist veröffentlicht worden, weil es in theologischer Sprache eben denjenigen Sinn traf, um dessen Mitteilung es dem Landesbischof bei der Rede vor seinen nichttheologischen Hörern im Sportpalast gegangen war.

Soweit die christlichen Gegner des Landesbischofs guten Willens sind, das begonnene

Streitgespräch fortzusetzen, nicht, damit die Gegensätze zerredet werden, sondern damit sie zunächst einmal klar werden, dürfen wir sie einladen, als Ausgangspunkt für die weitere Behandlung der uns trennenden theologischen Grundauffassungen sowie der eigentlichen Fragen hinsichtlich des christlichen Glaubens und des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses den von Hirsch formulierten dreifachen echten Gegensatz (a. a. O. Seite 20) zu wählen. Hirsch bezeichnet die theologische Position des Landesbischofs durch folgende drei Merkmale:

1. Der Landesbischof mache keinen Hehl daraus, daß er die Lehrgestalt des evangelischen Christentums für entwicklungsfähig und erneuerungsbedürftig halte. Er verstehe der Bindung der evangelisch-lutherischen Kirche Mecklenburgs an das rechtlich gültige reformatorische Bekenntnis als eine zu neuem Denken und zu neuer Tat rufende Bindung an Luthers Kampf für die Befreiung des Christen von kirchlicher Gelehrtherrschaft.
2. Der Landesbischof halte die Weltanschauung für ein Schild unseres irdisch-menschlichen Daseins, das, wie dieses Dasein überhaupt, unter vollhaften und geschichtlichen Bindungen stehe. Die Wahrheit des Evangeliums sei für den Landesbischof ein Geheimnis des im Herzen stehenden Glaubens, das den Christen fähig mache, in dem Geheiß einer irdisch-menschlichen Weltanschauung als ein Freier zu Gott mit der Freiwilligkeit der Liebe zu leben.
3. Der Landesbischof sei der Meinung, daß das Sittengesetz von Gott dem Menschen mit seiner irdisch-natürlichen Art und seiner geschichtlichen Existenz gegeben sei, das dem Christen Eigene im Verhältnis zum Sittengesetz also allein in der Freiheit des Glaubens liege, mit der er es durchglüht und erfüllt.

Indem wir die dem entgegenstehenden Auffassungen der christlichen Gegner des Landesbischofs zunächst auf sich beruhen lassen, gehen wir nun daran, die durch die drei Marken abgesteckte Position des Landesbischofs daraufhin zu prüfen, ob der theologische Ort, der durch sie bezeichnet wird, innerhalb oder außerhalb des Gebietes liege, das vom christlichen Glauben umgrenzt wird.

Die Lehrgestalt des evangelischen Christentums, so meint der Landesbischof, sei entwicklungsfähig und erneuerungsbedürftig. Unter Lehrgestalt ist

die in systematischer Ordnung vorgetragene inhaltliche Bestimmung des christlichen Glaubens zu verstehen, also das, was in der theologischen Vorlesung als „Dogmatik I und II“ erscheint und seinen literarischen Niederschlag in den Büchern findet, die üblicherweise unter dem Titel „Christliche Glaubenslehre“ oder „Dogmatik“ herausgegeben werden. Nun ist aber weder in der römischen noch in der lutherischen Kirche je de facto bestritten worden, daß die Lehrgestalt des Christentums entwicklungsfähig sei. Denn nur wenn dies als unbestritten gilt, ist es verständlich, daß innerhalb aller Epochen der Kirchengeschichte die christliche Glaubenslehre in der jeder Epoche entsprechenden Gestalt neu vorgetragen wurde und darüber hinaus von einem jeden Lehrer der Dogmatik auch innerhalb der gleichen kirchengeschichtlichen Epoche nach seiner Methode vorgetragen wurde. Die jetzt lebende Theologengeneration ist weder bei Melancthon ins Kolleg gegangen, noch hat sie ihre entscheidende Prägung in der Sache, die hier zur Rede steht, durch die Lektüre der Loci erfahren. Es gehört zum berechtigtesten Ehrgeiz jedes Systematikers, nicht die Dogmatik seines großen Vorgängers, sondern seine eigene vorzutragen, wobei er sich kritisch mit der einen oder anderen Meinung der Vorgänger und der Mitlebenden auseinandersetzt. Das geschieht nun aber nicht aus Originalitätssucht, sondern weil, um mit Luthardt zu reden, „wir Evangelischen, seit wir Melancthon zu den geistigen Vätern unserer Kirche zählen“, „immer die lebendige Bewegung mit der Luft des übrigen geistigen Lebens fördern und suchen müssen. Denn das Christentum, welches den Gegenstand der theologischen Arbeit bildet, ist von vornherein in der Fülle der Zeiten mit der Bestimmung in die Welt hereingetreten, im Mittelpunkt ihres geistigen Lebens zu stehen und der Welt des Geistes das lösende Wort der Wahrheit zu bringen“. (Chr. Ernst Luthardt, Die christliche Glaubenslehre, gemeinverständlich dargestellt, Leipzig 1898, Seite 5 f.) Die Welt steht aber nicht still, der denkende Geist beharrt nicht, die Sprache, in der er sich Ausdruck schafft, ist nicht tot, die konkrete Wirklichkeit, innerhalb derer sich der Mensch vorfindet, war vor hundert Jahren eine andere und mußte daher anders beschrieben werden, als unsere Wirklichkeit. Sagte Melancthon, Gott wolle anders nicht angerufen noch erkannt werden, denn wie er sich offenbart hat, und er habe sich nicht anders offenbart außer in der sichtbaren Kirche, in der allein die Stimme des Evangeliums erschallt (Loci theologici, tertia aetas, Corpus Reformatorum Bd. 21, Seite 825 f.), so wurde Luthardt nicht deshalb schon zum Irrlehrer, weil er vortrug, Gott sei uns nicht der unbekannte Gott, sondern er habe sich uns in seiner Offenbarung erschlossen und sich uns in Natur und Geschichte zu erkennen gegeben (a. a. O. Seite 16), was doch wohl schlecht genug zu Melancthons Behauptung paßt, Gott wolle nur in der sichtbaren Kirche erkannt werden. Oder man lese bei Luthardt nach, wie er

das Kapitel „Vom göttlichen Ursprung oder der Inspiration der heiligen Schrift“ abhandelt (a. a. O. Seite 528—551), wo er nicht durch eine andersartige Heilserkenntnis, sondern durch die veränderte Wirklichkeit, in der er lebte, „unsere Alten“, nämlich die Lehrgestalt der altlutherischen Dogmatik, berichtigen muß, wenn er schreibt: „Unsere Alten hatten also ganz recht, wenn sie sagten: Gott ist der eigentliche Urheber (der Schrift), die Menschen sind seine Werkzeuge, die ihm in ihrer Arbeit dienen. Es kommt nur darauf an, wie dies zu fassen ist (!). Wir werden den ‚Antrieb zum Schreiben‘, die Darbietung der Sachen und der Worte auch, wie jene, behaupten, wir werden es nur anders zu wenden (!) haben.“ Warum aber werden wir es anders zu wenden haben? Weil die Lehrgestalt des evangelischen Christentums entwicklungsfähig und erneuerungsbedürftig ist.

Die Lehrgestalt des evangelischen Christentums ist, so behaupten wir nun, stets als entwicklungsfähig angesehen worden. Anders hätten wir heute keine selbständige dogmatische Arbeit, sondern nur eine dogmatische Tradition. Ist sie nun aber auch erneuerungsbedürftig? Mit anderen Worten: muß sie gegenwärtig, damit der Lehrinhalt ungeschmälert weitergereicht werden kann, und zwar nicht nur an Theologen, sondern an die „Welt“, also an unser Volk, erneuert werden?

Wer diese Frage, die eine pädagogisch-methodische Frage ist, beantworten will, kann nicht von der Theologie ausgehen; er muß vom Evangelium und Volk ausgehen und festzustellen versuchen, ob die als Reaktion auf den theologischen Liberalismus der Vorkriegszeit und dann besonders nach 1933 wieder in Aufnahme gekommene altkirchliche Lehrgestalt des Evangeliums imstande ist, das Christentum in den Mittelpunkt des geistigen Lebens zu stellen und der Welt des Geistes das lösende Wort der Wahrheit zu bringen (Luthardt, f. o.). Daß das Christentum heute nicht im geistigen Mittelpunkt des Lebens steht, wird keiner der christlichen Gegner des Landesbischöfs bestreiten wollen. Dem aufmerksamen Beobachter der antichristlichen Strömungen, und zwar sowohl der politisch-freidenkerischen vor 1933 wie der deutschgläubigen nach 1933, kann nun aber nicht entgehen, daß die negative Kritik, die am Christentum geübt wird, zunächst eine Kritik an der altkirchlichen Lehrgestalt des Christentums ist.

Die Gegner des Christentums setzten und setzen die Lehrgestalt des Christentums mit dem Christentum selbst gleich; insoweit können sie das mit einem gewissen Recht, als vielen Christen die Vorläufigkeit, Zeitbedingtheit, der relative Charakter der Lehrgestalt, die sie als die ihre angenommen haben, nicht bewußt ist und sie die gleiche Identifizierung zwischen der christlichen Wahrheit und ihrer jeweiligen Formulierung oder Lehrgestalt vollziehen, die dann von den Antichristen einfach übernommen wird.

(Fortsetzung folgt.)